**Zeitschrift:** Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
**Herausgeber:** Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
**Band:** 184 (2006)

**Artikel:** Da verfiele Basel überall : das Basler Erdbeben von 1356
**Autor:** Meyer, Werner / Laubscher, Hans Perter
**Kapitel:** 4.: Die Zeit nach 1356
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-1006792

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 16.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# 4. Die Zeit nach 1356

## Die Fortsetzung des Alltagslebens

Wie bereits dargestellt, scheint sich in der Stadt Basel die Lage verhältnismässig rasch normalisiert zu haben, auch wenn sich die Tätigkeiten des Wiederaufbaus bis gegen 1370 hingezogen haben mögen. Die 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts ist allgemein als Periode eines vielschichtigen Umbruchs bekannt, auch im Bereich der Alltagskultur, namentlich des Wohnkomforts. Die intensiven Bauaktivitäten der Jahrzehnte nach 1356, die ihre Spuren in den Schriftquellen und an den Gebäuden selbst hinterlassen haben, dürfen deshalb nicht ausschliesslich als Massnahme zur Behebung der Erdbebenschäden interpretiert werden.

In der Zeit bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts haben wir uns Gross- und Kleinbasel als eine ewige Baustelle mit laufend wechselnden Schwerpunkten vorzustellen. Es ging, um das noch einmal zu betonen, keineswegs bloss um den Wiederaufbau nach dem Erdbeben und dem Brand von 1356, auch nicht nur um die Verwirklichung neuer Projekte wie den Bau der äusseren Stadtmauer oder die Modernisierung der Sakral- und Profanbauten, sondern auch um das Auffangen neuer Rückschläge, welche die Stadt heimsuchten.[1] Bald waren es Hochwasser, die Verheerungen anrichteten, so 1374, als zwei Joche der Rheinbrücke weggerissen wurden und der Birsig so hoch ging, dass man auf dem Korn- und Fischmarkt mit Weidlingen fahren konnte. Auch Brände wüteten wiederholt. 1377 wurden die Häuser am Kornmarkt ein Raub der Flammen, wenige Tage später brach ein Grossfeuer am Spalenberg aus. Dank glücklicher Umstände, über die wir allerdings nichts Näheres wissen, weiteten sich diese Feuersbrünste nicht zu einem allgemeinen Stadtbrand aus wie im Jahre 1417.[2] Damals legte nach dem Zeugnis Justingers ein Brandstifter aus Rache in einer Badstube am Barfüsserplatz Feuer, das rasch um sich griff und sich über die Rittergasse bis nach St. Alban ausbreitete, so dass insgesamt 250 Hofstätten oder 500 Häuser vernichtet wurden. (Der Brandstifter endete zwei Jahre später auf dem Scheiterhaufen.)

Zu solchen Brand- und Hochwasserkatastrophen gesellten sich Seuchen und Kriege, die immer wieder Leid und Verderben brachten. Der Basler Alltag gestaltete sich in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts alles andere als geruhsam und friedlich, aber dennoch lässt sich eine stetige Verbesserung der Lebensbedingungen feststellen, auch wenn manche Zustände als lästig empfunden worden sein mögen. So brachte beispielsweise die ewige Bauerei zwar nicht wie heute einen ans Unerträgliche grenzenden Lärm, aber doch allerlei Behinderungen. Mussten doch die mehrheitlich auf dem Wasserweg antransportierten Materialien, Steine, Sand und Holz, durch die engen Gassen zu den jeweiligen Baustellen – zu denen vierzig Jahre lang auch die Arbeitsplätze an der äusseren Grossbasler Stadtmauer zählten – auf Karren oder Tragtieren geschafft werden. Rund um die Bauplätze türmten sich Stein-, Holz-, Kalk-, und Ziegeldepots, die den Weg versperrten.

**Abb. 56:**
Eckhaus Greifengasse 4/Rheingasse, Basel. Von aussen nicht sichtbar, steckt in diesem Haus noch Bausubstanz aus der Zeit vor dem Erdbeben.

Unangenehm war ferner – auch für unempfindliche Nasen – der Gestank, der von den Misthaufen vor und hinter den Häusern ausging, von den Abfällen mancher Gewerbe, von den Fäkalien, die von den öffentlichen und privaten Latrinen, den Aborterkern über meist offenen Abzugsgräben in den Rümelinbach, die Teiche und den Birsig in den Rhein, entsorgt wurden, zusammen mit den Abfällen der *School* (des Schlachthofes) mit verendeten Tieren und sonstigem Unrat.[3] Eine vom Andreasplatz zum Rhein führende Kloake trug den ironisch-euphemistischen Namen Goldbrunnen. Heftige Regengüsse, die zwar die vor 1400 noch weitgehend ungepflästerten Gassen und Plätze in tiefen Morast verwandelten, hatten immerhin den Vorteil, dass sie in all den Kanälen, Kloaken, Eegräben und Bachläufen wenigstens vorübergehend den stinkenden, verwesenden, von Ungeziefer, Mäusen und Ratten bevölkerten Unrat wegschwemmten.[4]

Die anhaltende Bautätigkeit, obgleich immer wieder durch Brände, Hochwasser und kleinere Erdbeben zurückgeworfen, liess nach und nach ein Stadtbild entstehen, das noch um die Mitte des 15. Jahrhunderts einem aufmerksamen Fremden wie Aeneas Silvius Piccolomini einen stattlichen, gepflegten Eindruck machte und die Häuser als Neubauten erscheinen liess. Dazu kamen mancherlei Annehmlichkeiten, die – zumindest in grösserem Umfang – erst nach dem Erdbeben von 1356 aufkamen. Dies trifft etwa auf die Trinkwasserversorgung zu, für die nun nach und nach mittels Teucheln, d.h. hölzerner Röhren, ein flächendeckendes Verteilnetz erstellt wurde.[5] Dieses an Quellen gefasste Wasser wurde allerdings noch nicht in die einzelnen Liegenschaften geleitet, sondern zu öffentlichen Brunnen, wo es von den Dienstboten für die Haushalte in Empfang genommen wurde. Reibungslos klappte das allerdings noch nicht. 1398 musste sich die städtische Bau-

kommission der Fünfer mit einer Beschwerde befassen, die sich darum drehte, dass das Abwasser des Brunnens auf dem Petersberg, das eigentlich in eine Badstube geleitet werden sollte, den Weg in eine Liegenschaft am Totengässlein nahm und dort den Keller unter Wasser setzte. Der Fall zeigt aber auf, dass sich die Obrigkeit bemühte, solchen Pannen und Übelständen zu wehren.[6]

Eine technische Neuerung, mit der Basel es anderen Städten gleichtun wollte, betraf die Einrichtung einer Räderuhr mit Schlagwerk am Martinsturm des Münsters, eine weitere Uhr wurde 1407 auf dem Rathaus installiert.[7] Notwendig waren diese neuartigen, technischen Errungenschaften nicht, für die Tageseinteilung der breiten Bevölkerung hätten die Sonnenuhren und die Glockenschläge der Kirchen, wie seit jeher, vollauf genügt. Zudem mussten sich die Leute allmählich daran gewöhnen, dass die zwölf Tagesstunden nun unabhängig von der jahreszeitlich unterschiedlichen Zeitspanne zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang immer gleich lang blieben. In der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts galten aber Räderuhren als die grosse Neuerung, und auf ihre Anschaffung wollte keine wohlhabende, auf ihr Prestige bedachte Stadt verzichten.

Der private Wohnbereich erlebte in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts einen beachtlichen Aufschwung im Komfort und in den Repräsentationsmitteln. Manche Entwicklungen mögen schon vor 1350 eingesetzt haben, deutlich fassbar in Schriftquellen und archäologischen Zeugnissen werden sie erst nach dem Erdbeben. An erster Stelle ist das Aufkommen der Fensterverglasung zu nennen. Die vorwiegend in den Glashütten des Schwarzwaldes hergestellten Butzenscheiben wurden von den zünftigen Glasern in der Stadt mittels Bleiruten zu Fenstern zusammengesetzt. Diese Neuerung erlaubte es nun, die Wohn- und Arbeitsräume mit grösseren Fensteröffnungen auszustatten, die wesentlich mehr Tageslicht ins Hausinnere leiteten als die alten, schmalen, meist nicht verschliessbaren Schartenfenster, so dass nun viele Verrichtungen des städtischen Tagewerkes, die sich im Hochmittelalter im Freien bzw. unter offenen Vordächern abgespielt hatten, ins Innere der Häuser verlagert werden konnten. Dank der Butzenscheibenfenster wurde der Alltag privater und intimer.

Die Kachelofenheizung war in Basel seit langem bekannt. Nach der Mitte des 14. Jahrhunderts setzten sich jedoch immer mehr glasierte Kacheln mit Reliefdekor durch, die sich dank ihrer rechteckigen Form zu geschlossenen Wänden zusammenfügen liessen, wodurch nun die Öfen zu eigentlichen Repräsentationsstücken der städtisch-bürgerlichen Wohnkultur wurden. Eine vergleichbare Entwicklung ist für den Kochherd in der Küche nicht nachweisbar. Nach wie vor wurde auf einer offenen, bodenebenen oder nur wenig erhöhten Herdfeuerstelle gekocht, was zum Hantieren in unbequemer Körperstellung zwang. Auf obrigkeitliche Weisung setzte sich in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts der Feuerhut (Rauchfang) durch, durch den der Rauch nach oben ins Freie geleitet und der brandgefährliche Funkenflug eingefangen werden konnte.[8]

Die Kochausrüstung bestand aus Kupferkesseln, Bronzetöpfen und verschieden geformten Keramikgefässen. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts begannen glasierte, flache Dreifusspfannen die alten, bauchigen Kochtöpfe aus unglasierter Keramik zu verdrängen. Städtisch-bürgerlicher Wohlstand zeigte sich an der Zunahme von Tafelgeschirr aus Zinn, seltener noch aus Silber, vor allem aber an der steigenden Beliebtheit

von Trinkgläsern, die zwar die traditionellen Holzbecher noch lange nicht verdrängen konnten, aber immer häufiger in den Tavernen und in den privaten Haushalten auftauchten, wie sich an den zunehmenden Belegen in den Bodenfunden ablesen lässt.

Städtisches Selbstbewusstsein zeigte sich an der repräsentativen Ausgestaltung der Wohnhäuser. Manche Liegenschaften trugen einen Namen, der auf eine entsprechende Fassadenmalerei Bezug nimmt. Auch die Wände und Decken der Wohnräume, gewissermassen der «guten Stube», wurden ausgemalt, nicht nur in den Häusern der reichen und vornehmen Oberschicht.

Auffallenderweise scheinen nach dem Erdbeben trotz des verheerenden Brandes die Dächer nach wie vor mehrheitlich mit Schindeln gedeckt worden zu sein. Die Ziegeleien an der Peripherie der Stadt lieferten wohl vor allem Backstein und Bodenfliesen. Erst nach dem grossen Brand von 1417 begann in Basel – dank obrigkeitlicher Weisungen und Subventionen – die Umstellung auf die Ziegelbedachung.[9]

Das Bild von Basels Alltagskultur in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts entspricht den allgemeinen Entwicklungstendenzen, die sich im Spätmittelalter in den Städten des südlichen deutschen Sprachraumes, namentlich der Oberrheingegend, feststellen lassen. Das Erdbeben von 1356 brachte einen Rückschlag und einen kurzen Unterbruch, aber noch vor Ablauf eines Jahres dürfte dank der intensiven Wiederaufbau- und Instandstellungsmassnahmen die Rezeption all der Neuerungen zur Hebung des Wohnstandards und der städtischen Lebensqualität eher noch beschleunigt worden sein.

## Die Stadterweiterung

Zu den eindrücklichsten Leistungen Basels in den Jahren und Jahrzehnten nach dem Erdbeben zählt die Errichtung einer neuen Stadtmauer, die auch die Vorstädte einschloss und so das ummauerte Areal der linksrheinischen Stadt von den 32 Hektaren der hochmittelalterlichen Kernstadt auf gut 120 Hektaren anwachsen liess. Der Gedanke, eine Stadterweiterung vorzunehmen, muss der politischen Führung schon bald nach dem Erdbeben gekommen sein. (Kleinbasel auf der rechten Rheinseite blieb von den Überlegungen ausgeschlossen.) Von einem förmlichen Ratsbeschluss ist nichts überliefert, vielleicht war er in dem generellen Auftrag an den Fünferausschuss von 1360 enthalten. Damals wurde diese Baukommission – ihre erste Erwähnung nach dem Erdbeben fällt ins Jahr 1358 – von Bürgermeister und Rat mit Einverständnis des Bischofs und des Domkapitels neu bestellt.[10] Sie bestand aus einem Ritter und vier Achtburgern und hatte die Kompetenz, über alle Baufragen in der Stadt zu entscheiden und in Streitfällen zu richten. Diesen Fünfern fiel nun die Aufgabe zu, die Aushub- und Bauarbeiten zu leiten. Für ihre Mühe erhielten sie jährlich eine Entschädigung von 14 bis 20 Pfund.[11] Über ihre Tätigkeit im einzelnen liegen keine Protokolle vor, wir müssen aber davon ausgehen, dass vor dem eigentlichen Baubeginn, vielleicht in Etappen, die Linienführung festgelegt und je nach Eigentumsverhältnissen auf dem rund 20 Meter breiten, Mauer und Graben umfassenden Landstreifen Entschädigungen und Tauschabsprachen vereinbart werden mussten; es sei denn, man hätte die Grundbesitzer kurzerhand enteignet.[12]

Über den Fortgang der Bauarbeiten informieren uns vor allem die jährlich verzeichneten Ausgaben. Ausser den erwähnten 20 Pfund für die Fünfer stossen wir auf Beträge für Werkzeug wie Hacken und Schaufeln, für Holz, Kalk (für den Mörtel) und Steine. In den Jahresausgaben tauchen ab 1362/69 stets zwei Posten auf, der eine für *der stette bu* auf, der andere, allerdings nur bis 1368/69, für *den nüwen graben*. Dies haben wir wohl so zu interpretieren, dass der Stadtgraben bis 1369 weitgehend fertig ausgehoben war, offenbar bis auf ein kurzes Stück, das erst um 1384/86 in Angriff genommen wurde.[13]

Die eigentlichen Bauarbeiten, die Errichtung der Mauern, der äusseren Futtermauern, Flankierungs- und Ecktürme sowie Toranlagen, sind im Ausgabenposten *stette bu* enthalten. Doch können die angeführten Beträge nicht vollumfänglich auf die Befestigungen bezogen werden, sie schlossen auch andere obrigkeitliche Bauausgaben ein, so etwa für die Errichtung des neuen Rat- oder Richthauses, für Brunnen, Arbeiten an der Rheinbrücke und sonstige Werke.

Während der verbuchte Gesamtbetrag von 3600 Pfund für den Aushub des neuen Grabens vollumfänglich der Stadtbefestigung zugute kam, diente die totale Summe für der *stette bu* aus den Jahren 1362 bis 1398 – dem schriftlich überlieferten Datum der Vollendung – in der enormen Höhe von gut 73 000 Pfund nicht ausschliesslich zur Finanzierung der neuen Stadtmauer. Doch auch nach Abzug von grob geschätzten etwa 25 Prozent für anderweitige, von den Fünfern geleitete Bauprojekte bleibt immer noch ein Betrag von rund 55 000 Pfund übrig, den die neue Befestigungsmauer ohne die Kosten für den Graben in der Höhe von 3600 Pfund verschlungen hat. Um diese finanzielle Grössenordnung abschätzen zu können, müsste man sie mit den von Gulden in Pfund umgerechneten Beträgen für die Erwerbung von Kleinbasel 1392 (ca. 35 000 Pfund)[14] oder der bischöflichen Herrschaften Liestal, Waldenburg und Homberg im Oberbaselbiet (ca. 20 000 Pfund) vergleichen. Finanziert wurde das gewaltige Werk aus Anleihen bei reichen Burgern und vereinzelt bei Juden, aus Sondersteuern und aus speziell für das Bauvorhaben abgezweigten Beträgen aus dem Mühlen- und Weinungeld sowie der Salzsteuer.

Über den Bauvorgang im einzelnen sind wir nur mangelhaft informiert. Dendrodaten belegen, dass das St. Johannstor mehrphasig um 1367/68 und 1375/78, das St. Alban-Tor im Kern um 1365/66 entstanden sind.[15] Es scheint, man habe dort, wo man nicht wie bei der Spalenvorstadt bereits bestehende Befestigungsbauten in den neuen Mauerring einbeziehen konnte, zuerst die Eck- und Flankierungstürme errichtet und die Verbindungsmauern, die *Letzen*, erst anschliessend zur definitiven Höhe des Zinnenkranzes hochgezogen. Eine Wachtordnung 1374 belegt, dass damals die äussere Stadtbefestigung zwar noch nicht vollendet war, sich aber in einem verteidigungsfähigen Zustand befand.[16] Als die Bauarbeiten 1398 als abgeschlossen galten, zählte der Mauerring bei einer Gesamtlänge von ca. 4 Kilometern 5 Haupttore, 40 Türme und 1100 Zinnen.[17]

Der Verteidigungswert dieser Stadtmauer darf allerdings nicht überschätzt werden. Die Mauerstärke betrug 80 cm bis 1 m, hätte also schon vor dem Aufkommen leistungsfähiger Pulvergeschütze mit einer schweren Blide[18] nach kurzem Beschuss zertrümmert werden können. Ein eigentlicher Wehrgang hinter den Zinnen war nur an einzelnen Streckenabschnitten angebracht, und nur wenige Flankierungstürme verfügten über eine Wehrplatte. Eine kriegerische Belastungsprobe im Sinne einer systematischen Belagerung hatte die Stadtmauer bis zu ihrem Abbruch im 19. Jahrhundert allerdings nie zu bestehen.

Man wird sich fragen müssen, was mit dem gewaltigen Bauaufwand und dem verteidungstechnisch so bescheidenen Ertrag eigentlich bezweckt worden sei. Zur Abwehr räuberischer Gruppen im Zuge der vielen spätmittelalterlichen Kleinkriege reichte die Befestigungsanlage immerhin aus. Zudem darf ihre Bedeutung als Wahrzeichen einer selbstbewussten, reichen und autonomen Stadt nicht unterschätzt werden, ganz abgesehen davon, dass ein geschlossener Mauerring mit wenigen, leicht kontrollier- und verschliessbaren Toröffnungen dem obrigkeitlichen Bedürfnis nach einer Überwachung und Aussperrung missliebigen fremden Volkes – man denke an Bettler und Landstreicher – entgegenkam.

All diese Überlegungen bieten aber noch keine Erklärung für die Weitläufigkeit des Mauerrings. Das von ihm umschlossene Areal war in grossen Teilen unüberbaut und blieb es bis ins 18./19. Jahrhundert hinein. Wollte man freie Flächen ummauern, um im Kriegsfall über geschützte Weideflächen für die Haustiere, einen «lebenden Fleischvorrat», zu verfügen oder um Flüchtlingen aus der Umgebung Platz für Notunterkünfte zu bieten? Letzteres fällt wohl ausser Betracht, denn wir wissen, dass im 15. Jahrhundert, als die Stadt wiederholt Kriegsflüchtlingen aus der Umgebung Schutz gewährte, diese in den Wohnhäusern der Bürger untergebracht worden sind.[19] An ein so schnelles Wachstum der Bevölkerung, das innert absehbarer Frist zur kompletten Überbauung des neu ummauerten Areals hätte führen müssen, wird man um 1360, wenige Jahre nach der Pest, kaum gedacht haben.

Vielleicht aber – und dieser Gedanke wird hier erstmals vorgeschlagen – waren es nebst anderen Gründen auch die Erfahrungen vom Erdbeben her, die für einen so weit gezogenen Mauerring sprachen. Offenbar hatte die Flucht der Bevölkerung ins ungeschützte Freie der Obrigkeit mancherlei Sorge bereitet, sei es wegen der Seuchengefahr, sei es wegen der erschwerten Kontrolle von Handel und Wandel oder der Möglichkeit der Infiltration von Diebes- und Landstreichergesindel. Wenn man nun eine neue Stadtmauer baute, die so weite offene Flächen einschloss, dass im Falle eines erneuten Erdbebens die Bevölkerung ins Freie flüchten konnte, aber trotzdem hinter einem Mauerring geschützt und kontrolliert blieb (selbst wenn diese am Oberbau beschädigt wurde), konnte eine Wiederholung der chaotischen Zustände von 1356 vermieden werden. Vielleicht gewinnt das überrissen scheinende Bauprojekt vor dem Hintergrund solcher Überlegungen doch einen plausiblen, praxisorientierten Sinn.

## Vorgänge in Basel zwischen 1356 und 1400

Nachdem sich 1357 in Basel die Lage einigermassen normalisiert hatte, setzte – neben der regen Tätigkeit des Wiederaufbaus – eine vielseitige Entwicklung ein, die bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts das politische, soziale und wirtschaftliche Gefüge der Stadt wenn auch nicht völlig verwandeln, so doch tiefgreifend umgestalten sollte.[20]

Allerdings ist bei all den Veränderungen und Vorgängen stets die Frage zu stellen, wer oder was in Basel jeweils eigentlich berührt oder betroffen worden ist. Es ist einfach, sich mit Pauschalformulierungen zu begnügen, wie etwa «Basel hat das Münzrecht erworben», «Basel hat die Stadt Kleinbasel gekauft» oder «Basel ist dem Löwenbund beigetreten». Was aber ist in solchen Fällen mit der verallgemeindernden Benennung «Basel»

gemeint, wer von den rund 7000 Einwohnern hat solche Entscheidungen getroffen, mitbekommen oder sich von ihnen gar angesprochen gefühlt? Die Bevölkerung der Stadt gliederte sich in eine Vielzahl sozialer Schichten und gewerblicher, in Zünfte eingeteilter Gruppen, in adlige Parteien, ferner in Laien und Geistliche, in die «ehrbare» Gesellschaft und in Randständige, in Einheimische und Fremde, in Führer und Geführte und vor allem in ganz unterschiedliche Interessenverbände. Wenn also die «Stadt Basel», d.h. in solchen Fällen Bürgermeister und Rat, einen Vertrag abschloss, eine Fehde begann oder eine Verordnung erliess, müsste in jedem Einzelfall überprüft werden, wer profitiert haben könnte, wer sich geschädigt oder benachteiligt gefühlt hat, wen das Ganze gar nichts anging, in wessen Interesse entschieden worden ist. Es ist eine Illusion, der Basler Obrigkeit zuzutrauen, sie hätte immer und überall zu Gunsten eines der ganzen Einwohnerschaft zugute kommenden «Allgemeinwohls» gehandelt. Es wäre allerdings verfehlt, den Angehörigen der Basler Führungsschicht zu unterstellen, sie hätten rücksichtslos nur ihre eigenen Interessen verfolgt oder ausschliesslich die Erhaltung ihrer eigenen Machtstellung betrieben. (Diktatorisch-oligarchische Tendenzen sind zwar auch für Basel bezeugt, aber erst im 15. Jahrhundert, und brauchen hier nicht behandelt zu werden.)

Der Grundgedanke einer modernen Demokratie, das allgemeine Mitspracherecht bei Wahlen und Abstimmungen, war im Mittelalter gänzlich unbekannt. Manches, was die Obrigkeit in Basel beschloss, blieb geheim, vieles betraf nur einzelne Berufs- oder Sozialgruppen, und für nicht wenige Beschlüsse, z.B. für solche, welche die öffentliche Sicherheit betrafen, fehlten der Obrigkeit die zur Durchsetzung erforderlichen Macht- und Gewaltmittel. Was sich in der Stadt Basel in den fünf Jahrzehnten nach dem Erdbeben alles ereignete und veränderte, beruhte nur zum Teil auf kreativen Entschlüssen der Obrigkeit, sondern bildete nur zu oft innerhalb eines engen Entscheidungs- und Handlungsspielraumes eine mehr oder weniger glückliche Reaktion auf ungewollt eingetretene Sachzwänge.

Die wichtigsten und nachhaltigsten politischen Veränderungen, die Basel in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts durchmachte, ergaben sich aus den wechselhaften Beziehungen der Stadt zum Bischof, zum Hause Habsburg-Österreich und zum Kaiser bzw. zum Heiligen Römischen Reich. Schrittweise erwarb Basel, vertreten durch Bürgermeister und Rat, stadtherrliche Rechte und erlangte so bis gegen 1400 die politische Autonomie.

Kaiser Karl IV. erneuerte für die Stadt Basel nicht nur die Privilegien seiner Vorgänger, sondern übertrug ihr 1365 auch die Schirmgewalt über die Juden, die sich wieder in der Stadt angesiedelt und eine Gemeinde gebildet hatten.[21] Drei Jahre später verlieh er an seine *lieben, getreuen die burger gemeinlichen der stat zu basel* das Recht, auf alle Transitgüter, die Basel passierten, einen Zoll zu erheben.[22] 1372 dehnte Karl IV. – wohl auf Begehren der Basler Obrigkeit – die Gerichtshoheit der Stadt bis auf das Kleinbasler Ufer aus, und gleichzeitig erteilte er der Stadt das Recht, allen Gästen und Durchreisenden Geleitschutz bis an deren Reiseziele zu gewähren.[23] Ein eigentümliches Privileg stellte Karl IV. den Baslern 1377 aus, als er der Stadt erlaubte, «verrufene Ächter» (wegen offenen Totschlags Verurteilte) in ihren Schutz und Schirm aufzunehmen. Basel bekam so ein Asylrecht, wie es beispielsweise im Elsass auch das Städtchen Bergheim besass.[24]

Das gute Einvernehmen zwischen Basel und dem Kaiser, das sich aus all diesen Gunstbezeugungen – die übrigens nicht kostenlos erhältlich waren – zu ergeben scheint,

wurde allerdings verschiedentlich getrübt. So musste die Stadt 1369 dem kaiserlichen Landvogt im Elsass 2000 Gulden Busse bezahlen, weil sie dem Kaiser den *dienst gen Lamparten und uber berk*, d.h. die Begleitdelegation für einen Italienzug, verweigert hatte (vermutlich in der Überlegung, dass eine Busse billiger käme als eine kostspielige Italienreise adliger Repräsentanten).[25]

Das wechselhafte Verhalten der Herrscher gegenüber Basel beruhte aber weniger auf solchen Unfreundlichkeiten als auf den Schachzügen des Hauses Habsburg-Österreich, das die seit König Rudolf I. genährten Hoffnungen, Basel zur Residenzstadt zu machen (neben Wien), in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts noch keineswegs aufgeben hatte. Man darf die Bemühungen der Habsburger, namentlich des Herzogs Leopold III., die Herrschaft über Basel zu gewinnen, keineswegs als «antibaslerisch» deuten, quasi als Ausdruck einer der Rheinstadt feindlichen Gesinnung. Es gab in Basel eine starke Partei, die den Anschluss der Stadt an Habsburg wünschte und keineswegs bloss aus «fürstenhörigen» Adligen bestand, sondern auch aus Handwerkern jener Gewerbe, die von den ritterlichen Festen und der von den Habsburgern in Basel entfalteten, höfischen Kultur profitierten. Basels Weg in die politische Autonomie war in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts noch nicht endgültig vorgezeichnet. Für eine Zukunft als fürstliche Residenzstadt erfüllte Basel damals gute Voraussetzungen.[26]

Zwischen dem Hause Habsburg und der Stadt Basel bestanden grundsätzlich gute Beziehungen, was sich wiederholt im Abschluss von gegenseitigen Freundschafts- und Beistandsbündnissen äusserte. 1374 aber übertrug Kaiser Karl IV. die Schirmgewalt über die Basler Juden, die er 1365 der Stadt überlassen hatte, an Herzog Leopold III., und 1374 übernahm dieser vom Bischof pfandweise die Herrschaften Liestal, Homberg und Waldenburg, ein Jahr später auch Kleinbasel.[27] Im Januar 1376 empfing schliesslich Leopold vom Kaiser die Vogteigewalt, also die höchste richterliche Befugnis über die Stadt.[28] Dieser Schritt führte zum Eklat. Die antihabsburgische Partei, ebenfalls aus Adligen, Achtburgern und Zünftlern zusammengesetzt, provozierte im Februar 1376, als die Habsburger «auf Burg» turnierten, einen blutigen Tumult, der als «Böse Fasnacht» in die Geschichte einging.[29] Letztlich schlug das Unternehmen fehl, obwohl die Anhänger Habsburgs, soweit sie nicht gefangen worden waren, zusammen mit Leopold Hals über Kopf hatten flüchten müssen. Der zutiefst gekränkte Herzog erwirkte vom Kaiser die Reichsacht über Basel, die Stadt musste einen demütigenden Vergleich abschliessen, Rädelsführern des Tumultes den Prozess machen – dem Enthauptungen und Verbannungen folgten – und hohe Sühnegelder entrichten. Noch 1380 sah sich Basel genötigt, dem Löwenbunde beizutreten, einer Adelsgesellschaft unter habsburgischem Einfluss.[30]

Der politische Ausgleich zwischen Basel, Habsburg-Österreich und dem Reich kam nur zustande, weil sich die Stadt den Machtansprüchen Herzog Leopolds III. beugte, so dass die Habsburgerpartei in der Stadt für mehrere Jahre die Oberhand gewann.

Den Umschwung brachte das Jahr 1386. In der Schlacht bei Sempach verlor Leopold sein Leben. Von einer «Rettung» Basels sollte allerdings nicht gesprochen werden. Mit dem Herzog waren auch zahlreiche Basler gefallen – nicht nur Adlige, auch Kleinbasler Bürger, so dass nun die Gegner des Hauses Habsburg-Österreich wieder die Oberhand gewinnen und den Weg der Stadt in die Autonomie weiterverfolgen konnten. Entschei-

dend wirkte sich aus, dass König Wenzel, Karls IV. Nachfolger, schon am 1. August 1386, wenige Wochen nach Sempach, die Vogtei an Basel übertrug, wodurch die Stadt in den Besitz des letzten der vier wichtigsten Herrschaftsrechte gelangte.[31]

Die anderen drei hatte Basel schon vom Bischof erworben, zwar nur als Pfand, aber angesichts der katastrophalen Finanzlage des geistlichen Stadtherrn war mit einer Auslösung in absehbarer Zeit nicht zu rechnen. 1373 hatte nämlich der Bischof an die Stadt – obwohl sie gerade exkommuniziert war – die Zollhoheit und das Münzrecht veräussert, 1385 das Schultheissenamt in Gross- und Kleinbasel.[32]

Weitere Rechte hatte Basel schon vor 1356 vom Bischof erworben. Nach dem Erdbeben verschlimmerte sich die Finanzlage des Bistums, allerdings weniger wegen der Ausgaben für den Wiederaufbau als viel mehr wegen der Kriege, die Bischof Johann III. von Vienne führte. Nicht alles, was verkauft oder versetzt wurde, ging direkt an die Stadt. So veräusserte 1367 der Bischof die Steuerrechte in Kleinbasel an Konrad von Bärenfels.[33]

Geld nahmen die Bischöfe auf, wo sie konnten. Sie wurden Schuldner adliger Herren sowie finanzstarker Achtburger und Zünftler. Die Stadt gewährte den Bischöfen Darlehen und empfing dafür Herrschaftsrechte als Pfand. Sie übernahm bischöfliche Schulden und wurde so Gläubigerin ihrer eigenen Leute. So kam es, dass der Bischof, wenn er neue Gelder aufnahm, mit diesen gähnende Finanzlöcher stopfen musste. Um 1390 hatte die wirtschaftliche Zerrüttung des Bistums ein solches Ausmass angenommen, dass 1391 der ohnmächtige Bischof Imer von Ramstein vom Domkapitel seines Amtes entsetzt wurde und der Strassburger Bischof Friedrich von Blankenheim, zum Administrator ernannt, den Auftrag erhielt, die Finanzen zu sanieren.[34] Ein hoffnungsloses Unterfangen. 1392 musste er die bereits verpfändete Stadt Kleinbasel an Basel verkaufen.[35] Im Kaufvertrag wurde aber bestimmt, dass die Kaufsumme in der Höhe von 21 000 Gulden zur Auslösung der verpfändeten Herrschaften im Oberbaselbiet zu verwenden sei, so dass die Kasse des Bischofs so leer blieb wie zuvor. Noch drastischer gestaltete sich der Verkauf der Herrschaften Liestal, Homberg und Waldenburg im Jahre 1400:[36] Die Kaufsumme betrug 20 275 Gulden. Von diesen erhielt der damalige Bischof Humbrecht von Neuenburg in bar ganze 1000 Gulden. Mit weiteren 1000 Gulden wurden Schulden abgeschrieben, die der Bischof bei der Stadt hatte. Der ganze Rest diente der Tilgung grösserer und kleinerer Schuldbeträge, auf die vornehmlich Basler Gläubiger Anspruch hatten. Grössere Summen wurden dem Markgrafen von Hachberg, den Herren von Eptingen, von Ratsamhausen und von Bärenfels, dem Deutschorden, dem Domkapitel sowie den Achtburgerfamilien Zibol und Sintz ausbezahlt. Kleinere Beiträge zwischen 5 und 500 Gulden gingen an insgesamt über vierzig Basler Gläubiger, so dass man den Eindruck gewinnt, der breiten Bevölkerung Basels sei es beim Kauf der Oberbaselbieter Herrschaften weniger um eine territorialpolitische Expansion als um die Rückzahlung fälliger Guthaben gegangen.[37]

Möglicherweise spiegelt sich in dieser Transaktion der verstärkte Einfluss der Zünfte im Rat. Denn seit 1382 finden wir neben den bisherigen fünfzehn, von den Kiesern aus der Oberschicht gewählten Zünftlern zusätzlich die Meister der fünfzehn Zünfte im Rat, der nun somit nicht mehr, wie seit etwa 1335, aus dem Bürgermeister, vier Rittern, acht «Burgern» und fünfzehn Zünftlern, sondern aus 44 Mitgliedern mit dreissig Zünftlern bestand.[38]

Dieses Zahlenverhältnis besagt allerdings noch nichts über die tatsächliche Macht- und Kompetenzverteilung im Rat. In aussen- und herrschaftspolitischen Fragen gaben vermutlich weiterhin die unmittelbar betroffenen Ritter und Achtburger den Ton an. Mit der erhöhten Beteiligung der Zünfte im Rat verstärkte sich aber vor allem deren Mitverantwortung in Fragen der inneren Sicherheit und mehr noch der städtischen Finanzen. Die wiederholte Erhöhung der Steuern bzw. die Einführung neuen «Ungelds» wäre ohne die solidarische Zustimmung der Zünfte kaum möglich gewesen. Bemerkenswert, dass in Basel eine Einrichtung zur Kontrolle von Bürgermeister und Adel, die man von Strassburg übernahm, nämlich das Amt des Ammeisters, eines mittelalterlichen «Volkstribuns», nach wenigen Jahren wieder einging.[39]

Für Basels Wirtschaftsentwicklung wog neben der Zollhoheit das 1373 vom Bischof erworbene Münzrecht wohl am schwersten.[40] Die Stadt prägte nun eigene Münzen, zunächst aus Silber, erst ab 1429 auch aus Gold, und beteiligte sich an den grossräumigen Münzverträgen, die eine Vereinheitlichung des Feingehaltes anstrebten. Wie wichtig das Münzwesen damals war, so dass es sogar offene Kriege in den Hintergrund drängen konnte, zeigte sich an der Währungskonferenz von 1387, die unter dem Vorsitz Herzog Albrechts von Österreich in Basel abgehalten wurde.[41] Beteiligt waren auch eidgenössische Städte mit Münzrecht, wie Zürich, Bern oder Luzern. Während noch der Krieg zwischen Habsburg und den Eidgenossen tobte und die Schlacht bei Näfels noch nicht einmal geschlagen war, sassen im neutralen Basel Vertreter der verfeindeten Mächte zusammen und handelten eine allgemein verbindliche Münzkonvention aus.

Basels Geschichte in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts zeigt deutlich auf, dass das Erdbeben, auch wenn es im Gedächtnis der Menschen haftete, keine traumatischen Auswirkungen nach sich gezogen hat, welche die wirtschaftliche oder politische Entwicklung der Stadt nachhaltig hätte hemmen können.

## Die Entwicklung der Regio bis um 1400

Trotz der Schäden an Kirchen, Burgen und anderen Gebäuden hat das Erdbeben 1356 das Landschaftsbild rund um das Rheinknie längst nicht so stark verändert wie das Stadtbild in Gross- und Kleinbasel, das während Wochen von rauchenden Trümmern beherrscht blieb.

Es ist zwar anzunehmen, dass die Erdstösse bei senkrechten Flühen im Jura ganze Felspartien zum Absturz gebracht haben, aber an den Äckern, Reben, Weiden und Wäldern, die das Landschaftsbild prägten, ist das Erdbeben weitgehend spurlos vorübergegangen, auch wenn da und dort die einen oder anderen Schlipfe ausgelöst worden sein mögen. Was sich in den rund fünfzig Jahren nach 1356 in der Regio herrschafts-, sozial- und wirtschaftsgeschichtlich getan hat, ist sicher nicht durch das Erdbeben verursacht worden, auch wenn dieses einzelne Entwicklungstendenzen, die schon um 1300 eingesetzt haben, verstärkt und beschleunigt haben könnte.[42] Dies gilt vor allem für den Prozess des «Burgensterbens» (der sich keineswegs bloss am Oberrhein abgespielt hat). Wie bereits ausgeführt worden ist, wären jene Burgen, die man nach 1356 nicht mehr aufgebaut hat, in den fol-

genden Jahrzehnten ohnehin preisgegeben worden und hätten so das Schicksal all jener Anlagen geteilt, die vom Erdbeben verschont oder nicht allzu stark beschädigt, aber dennoch innerhalb der nächsten fünfzig Jahre verlassen und dem Zerfall preisgegeben worden sind, und zwar ohne Anwendung äusserer Gewalt.

Die Preisgabe unbequemer und im Wohnkomfort veralteter Höhenburgen, deren baulicher Unterhalt mehr Kosten verursachte als Nutzen brachte, war in der Umgebung Basels allerdings begleitet von einer gegenläufigen Tendenz, die in der Errichtung kleiner Weiherhäuser oder Wasserschlösser bestand. So sind in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts und zu Beginn des 15. Jahrhunderts allein in unmittelbarer Nähe Basels die Weiherhäuser Klybeck, Gross- und oberes Mittel-Gundeldingen (neben dem bereits bestehenden unteren Mittel-Gundeldingen) sowie Fröschenegg bei Muttenz entstanden. Eine Vielzahl derartiger Anlagen lässt sich im Sundgau nachweisen, in der Rheinniederung, vereinzelt auch in den Juratälern, wie die Beispiele von Büren im Oristal, Gelterkinden oder Rheinfelden (Weiherhaus in der Nähe des heutigen Bahnhofs) zeigen.[43]

Viele dieser kleinen Wasserschlösser sind aus älteren Fron- oder Dinghöfen hervorgegangen. Ihr burgartiges Aussehen hatte mehr statussymbolischen als verteidigungstechnischen Wert. In den Verwüstungskriegen des 15. Jahrhunderts, die wiederholt vor allem den Sundgau heimsuchten, sind denn auch zahlreiche Weiherhäuser zerstört worden. Mehrheitlich erhoben sich diese spätmittelalterlichen Weiherhäuser am Rande älterer Dörfer und setzten so in den bäuerlichen Siedlungen am Oberrhein neue Akzente. Ob sich sonst in der ländlichen Bauweise in den Dörfern oder in den Weilern und Einzelhöfen im späteren 14. Jahrhundert viel verändert hat, muss bezweifelt werden. Vereinzelt dürfte die bäuerliche Oberschicht, die Gruppe grundherrlicher Amtsträger, repräsentative Steinhäuser errichtet haben, wie aus archäologisch erfassten Resten, so in Dornach oder in Höflingen bei Rheinfelden[44], hervorzugehen scheint. Generell ist aber zu vermuten, dass die Errungenschaften städtischen Wohnkomforts vor 1400 von den bäuerlichen Untertanen noch kaum rezipiert worden sind und die stattlichen Bauernhäuser in der Regio, je nach Gegend in Stein oder in Fachwerk errichtet, erst seit dem Ausgang des Mittelalters aufgekommen sind und dem Dorfbild der Zeit vor 1400 noch fremd waren.

Anders als das Erdbeben, das 1356 in der Regio bloss Burgen, Kirchen und Städtchen verwüstet hatte, führten die Fehden, Kriegszüge und Durchmärsche fremder Söldnerscharen in den folgenden Jahren und Jahrzehnten zu schweren Verheerungen der Landschaft mit ihren Dörfern und Fluren. Im einzelnen brauchen hier nicht sämtliche Auseinandersetzungen und gegenseitigen Verwüstungen aufgezählt zu werden. Bei manchen Fehden bleiben die Hintergründe ohnehin unklar, oder sie erweisen sich als läppische Querelen, über die man sich bei gutem Willen auch gütlich hätte verständigen können.

Auf einige Auseinandersetzungen und Kriegshandlungen muss hier aber doch etwas genauer eingegangen werden, weil sie sich auf die Entwicklung der Regio auswirkten und die herrschaftspolitischen oder wirtschaftlichen Verhältnisse im Land nachhaltig beeinflussten. Zweimal kurz nacheinander wurde Basels Umgebung von fremden Söldnerscharen heimgesucht, die durch den Waffenstillstand im Hundertjährigen Krieg zwischen Frankreich und England beschäftigungslos geworden waren. Um 1364/65 drangen die Truppen des Arnold von Cervola, des «Erzpriesters», raubend und plündernd ins Elsass

ein, suchten aber vor der Armee, die Kaiser Karl IV. entsandt hatte, das Weite, wobei dieses Reichsheer das Land noch schlimmer verwüstete als die fremden Söldner: *und beschach dem lande me schadens von den fründen denne von den vigenden.*[45]

Noch schlimmer hausten die Scharen des Enguerrand de Coucy, die ab 1374 über Zabern ins Elsass einrückten, um über den Jura in den Aareraum vorzustossen, wo ihr Anführer Erbansprüche auf habsburgische Ländereien durchzusetzen hoffte.[46] Diese angeblich über 80 000 Mann zählende Truppe der *Gugler* hinterliess auf ihrem Marsch nichts als Verwüstung und Elend. Nach dem Berner Chronisten Justinger umfasste sie lauter *morder, röuber, brenner, kilchenufbrecher, frouwenschender, unglückmacher, frömde martererdenker und manig böserwicht.* Nach Überquerung der Aare sahen sie sich den durch Unterwaldner und Entlebucher verstärkten Bernern gegenüber, die ihnen in mehreren Gefechten so starke Verluste beibrachten, dass es Enguerrand de Coucy zu Beginn des Jahres 1376 vorzog, sich mit seinen angeschlagenen Scharen über den Jura ins Burgundische abzusetzen.

Diese Invasionen der «Engländer» hatten das Elsass und die Berner mit deren Verbündeten einander nähergebracht. Schon 1364 war ein Berner Verband nach Basel gezogen, um die Stadt gegen die Söldner des «Erzpriesters» zu verteidigen[47], und 1375/76 wurden die Erfolge Berns gegen die Gugler in Basel mit Genugtuung registriert.[48] Die in diesen Vorgängen bewiesene Schlagkraft der Aarestadt dürfte Basel mit dazu bewogen haben, im Jahre 1400 mit Bern und Solothurn ein Bündnis auf 20 Jahre abzuschliessen, das inhaltlich klar über die vorangegangenen Landfriedens- und Münzverträge hinausging.[49]

Kriegerische Auseinandersetzungen, die sich aus Verletzungen der Landfriedensabkommen ergaben, berührten in der Regel bloss die auf offener Strasse überfallenen Kaufleute sowie die Burgen der Landfriedensbrecher, denen die Vergeltungsexpeditionen der Bündnispartner galten. Bekannt ist der sogenannte Safrankrieg von 1374, den Henmann von Bechburg mit dem Überfall auf Kaufleute, die acht Zentner Safran mit sich führten, eröffnet hatte. Die Reaktion liess nicht auf sich warten. Der Graf von Nidau und seine Verbündeten, worunter auch Basel, die den Überfall als Landfriedensbruch werteten, zogen vor des Bechburgers Feste Neu-Falkenstein und zerstörten sie nach kurzer Belagerung.[50]

Derartige Aktionen wiederholten sich im späten 14. und frühen 15. Jahrhundert des öfteren. Sie führten nicht nur zum Verschwinden einer ganzen Reihe von Burgen, sondern beschleunigten auch den wirtschaftlichen Niedergang verschiedener Adelsfamilien, die mit dem Mittel der Fehde, der gewaltsamen Selbsthilfe, ihren Standesanspruch auf Beteiligung am herrschaftlichen Gewaltmonopol zu behaupten hofften.

Während sich die Fehden zwischen adligen Herren, Städten und Landesherren vor allem wirtschaftlich auswirkten, verlangte die Teilnahme an grossen Kriegen mit verlustreichen Schlachten dem Adel am Oberrhein einen hohen Blutzoll ab. Allein in der Schlacht bei Sempach 1386 fielen im Kampf für das Haus Österreich unter den Halbarten der Innerschweizer mehr als 35 Herren aus dem Elsass und über ein Dutzend Basler Ritter, worunter mehrere Herren von Bärenfels und von Eptingen. Der unversöhnliche Hass, den die oberrheinischen Adligen noch in späteren Generationen bis zum Ausgang des Mittelalters gegen die Eidgenossen empfanden, erklärt sich wohl zur Hauptsache aus diesen Verlusten von Sempach.[51]

Nicht wenige Gefallene, wenn auch nicht genau bezifferbar, hatten die oberrheinischen Ritter 1396 in der Schlacht bei Nikopolis zu beklagen, in welcher der Kreuzzug des abendländischen Adels gegen den osmanischen Sultan Bayesid sein klägliches Ende fand.[52]

Verheerend auf die herrschaftliche Ordnung rund um Basel wirkten sich die Kriege aus, die der aus Burgund stammende Bischof Johann III. von Vienne während seines Basler Pontifikates anzettelte, das von 1365 bis zu seinem Tode 1382 dauerte.[53] Eine politische Linie ist in seinen Auseinandersetzungen nicht zu erkennen. Er stritt sich mit Basel herum, beanspruchte gelegentlich aber auch die Waffenhilfe der Stadt. Mit den Guglern sympathisierte er, vermochte jedoch die Verwüstung seines Landes durch die Söldnertruppe nicht zu verhindern. Des Bischofs Auseinandersetzung mit der kriegsgewaltigen Stadt Bern endete in einem Fiasko und trug dem geistlichen Herrn erst noch den Spott der Aarestadt ein. Die Nachfolger des Bischofs Johanns von Vienne, unter ihnen die aus dem Basler Ritteradel stammenden Werner Schaler, Imer von Ramstein und Konrad Münch von Landskron sowie der Burgunder Humbert von Neuenburg, waren ausserstande, die wirtschaftliche und herrschaftliche Zerrüttung des Bistums aufzuhalten, zumal sie erst noch in die Kirchenspaltung zwischen dem einen Papst in Rom und dem anderen in Avignon verstrickt waren, so dass zeitweilig mehrere Anwärter gleichzeitig auf den Basler Bischofsstuhl Anspruch erhoben.[54]

Seinen Tiefpunkt erlebte das Bistum unter Humbert von Neuenburg-Burgund (1399–1418). Er sprach nur Französisch, Basel blieb ihm fremd. Er residierte in Delémont, wo er munter mit einer Konkubine aus dem lokalen Kleinadel Hof hielt. Um an Bargeld zu kommen, betrieb er die Verschleuderung von bischöflichem Besitz, den seine Vorgänger begonnen hatten, hemmungslos weiter, so dass unter ihm nach den Worten des Chronisten Heinrich von Beinheim das Bistum schliesslich nur noch aus Neuenstadt am Bieler See, Biel, dem Tal von St. Imier und Delémont bestand (wobei aber auch diese Güter zeitweise verpfändet waren).[55]

Unter diesen wirren Zuständen konnte es nicht ausbleiben, dass die Bischöfe, teils um Anhänger zu gewinnen, teils um ihre katastrophale Finanzlage aufzubessern, Burgen, Städte, Herrschafts- und Hoheitsrechte veräusserten, meistens mittels Verpfändung. Als Käufer bzw. Pfandherren traten neben der Stadt Basel auch finanzstarke Adlige, welche die Behebung der Erdbebenschäden offenbar gut verkraftet hatten, in Erscheinung, so die Grafen von Thierstein und von Montbéliard, die Herren von Ramstein, von Hasenburg-Asuel, die Münch von Landskron und die Basler Achtburgerfamilie von Laufen. Um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert schien das Bistum Basel vor seiner Auflösung zu stehen. Unverpfändet und nicht verkauft waren bloss noch wenige Teile wie Biel und die südlichen Juratäler, die aber mit Bern 1388 einen Burgrechtsvertrag abgeschlossen und sich damit dem politischen Einfluss des Bischofs langfristig entzogen hatten.

In den fürstbischöflichen Herrschaftsbereich drängten sich in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts von allen Himmelsrichtungen her territorialpolitische Interessenten, die sich ein möglichst grosses Stück aus der vermeintlichen Liquidationsmasse heraussäbeln wollten. Die Stadt Bern sicherte sich, wie angedeutet, dauernden Einfluss am Ufer des Bieler Sees und im Tale von St. Imier. Von Westen her, aus der Burgunderpforte, bemächtigten sich welsche Herren, verwandt mit den Bischöfen aus den Häusern Vienne und Neuen-

burg, pfandweise der Herrschaften Spiegelberg, St. Ursanne und Goldenfels (im westlichen Zipfel der Ajoie) und kündigten so das erst im 15. Jahrhundert machtvoll betriebene Vordringen der Herzöge von Burgund aus dem Hause Valois an den Oberrhein an.[56]

Die Herzöge von Habsburg-Österreich scheinen am bischöflichen Machtbereich im Jura nur mässiges Interesse bekundet zu haben. Ob ihr Vasallenstatus gegenüber dem Bischof, von dem sie die Herrschaft Pfirt zu Lehen trugen, als Grund für ihre Zurückhaltung zu vermuten ist, bleibt fraglich. Wir sehen zwar, wie Österreich Allodien als Lehen empfängt, wie zum Beispiel die thiersteinische Herrschaft Dorneck[57], oder wie sich der tatkräftige Herzog Leopold III. zeitweise mit dem unsteten Bischof verbündet. Aber von einem konsequenten und zielbewussten Ausbau der landesherrlichen Machtstellung des Hauses Österreich auf Kosten des Bischofs im Raume Basels kann nicht die Rede sein, schon gar nicht nach der Niederlage und dem Tod Herzog Leopolds III. in der Schlacht bei Sempach 1386. Vielleicht erklärt sich das territorialpolitische Desinteresse der Habsburger an der Basler Regio aus dem Scheitern der zu Beginn des 14. Jahrhunderts noch intakten Hoffnungen, aus der Bischofstadt Basel eine habsburgische Residenz – analog Wien in Niederösterreich – zu machen.

Ein paar Jahre lang, von 1396–1400, zeichnete sich in den territorialherrschaftlichen Verschiebungen, die sich aus den Auflösungserscheinungen des Fürstbistums ergaben, eine Tendenz ab, welche, wenn sie sich auf Dauer hätte durchsetzen können, die politischen Entwicklungen der Regio in eine ungeahnte Richtung hätte lenken können: 1396 gelangten Pfandrechte über die aus altem frohburgischem Besitz stammenden, im Oberbaselbiet gelegenen Ämter Liestal, Homberg und Waldenburg in die Hände der Markgrafen von Hachberg-Sausenberg-Rötteln.[58] Deren Güter lagen im Breisgau, im Kander- und Wiesental, gruppiert um die Festen Sausenburg und Rötteln. Mit der pfandweisen Erwerbung der Ämter Liestal, Homberg und Waldenburg bestand für die Markgrafen die Aussicht, eine kompakte Territorialherrschaft beidseits des Rheins aufzurichten, die sich zu einem bedeutenden Machtfaktor im politischen Kräftespiel am Oberrhein hätte entwickeln können.

Die Markgrafen vermochten ihren Pfandbesitz aber nicht zu behaupten, denn sie verloren die Rechte über die drei Ämter an die Stadt Basel, welche sie im Jahre 1400 nicht pfandweise, sondern käuflich in ihren Besitz brachte.[59] Basel hatte schon zur Zeit des Bischofs Johann von Vienne damit begonnen, sich an der Liquidation des Fürstbistums zu beteiligen. Auf die schrittweise Erwerbung stadtherrlicher Rechte ist bereits hingewiesen worden. Auf dem Lande finden wir die Stadt nach und nach im Pfandbesitz von Olten, Porrentruy und Delémont. Ob Basel damit gerechnet hat, diese Pfandschaften bei Gelegenheit in definitiven Besitz umzuwandeln, bleibt zweifelhaft. Die finanziellen Transaktionen der Stadt verfolgten mindestens teilweise den Zweck, dem Bischof flüssige Mittel zukommen zu lassen, damit dieser seine Gläubiger befriedigen konnte, die zu einem grossen Teil der Basler Oberschicht entstammten.

Am nachhaltigsten wirkte sich zweifellos der Kauf der Oberbaselbieter Ämter Liestal, Homberg und Waldenburg durch die Stadt aus. Am stolzen Kaufpreis von rund 22 000 Gulden konnte sich der Bischof aber nicht erfreuen, musste er doch diesen Betrag zur Auslösung von Pfandrechten und zur Tilgung von Schulden einsetzen.[60] Für Basel aber begann mit dem Jahre 1400 eine neue Ära. Mit dem Kauf der drei Ämter war sie wie vor

ihr schon Bern oder Luzern Territorialherrin geworden und hatte damit politische Rechte und Pflichten gegenüber einer Landbevölkerung im Untertanenstatus übernommen. In den städtischen Verwaltungsakten schlägt sich dieser neue Status sogleich nieder. Dass die Stadt Basel knapp ein halbes Jahrhundert nach der Katastrophe des Erdbebens mit allen finanziellen Opfern und Einbussen nicht nur Kleinbasel kaufen konnte, sondern auch ein Territorium auf dem offenen Lande, stellt ihrer Wirtschafts- und Finanzkraft ein beredtes Zeugnis aus.

Die Tragweite des Kaufes zeigt sich daran, dass Basel im Jahre 1400 auch ein zwanzigjähriges Bündnis mit Bern und Solothurn abschloss und sich so über die Achse der Hauensteinpässe mit einem ersten, wenn auch keineswegs irreversiblen Schritt auf das eidgenössische Bündnissystem zubewegte.[61]

# Anmerkungen

1 Siehe Anhang, Quellentexte Nrn. 3 und 4.

2 Justinger, Chronik, S. 284. – Bchr. 4, S. 26–28 und 152–155.

3 Zur School vgl. R. Wackernagel, Basel 2/1, S. 442f. und 72* (Quellenbelege). – Fechter, Topographie, S. 42 und 50f.

4 R. Wackernagel, Basel 2/1, S. 281,182 und 293.

5 R. Wackernagel, Basel 2/1, S. 283f.

6 UBB 5, Nr. 241.

7 R. Wackernagel, Basel 2/1, S. 294 und 38* (Quellenbelege).

8 R. Wackernagel, Basel 2/1, S. 291 und 38* (Quellenbelege).

9 R. Wackernagel, Basel 2/1, S. 291. – Zu den Zieglern und Ziegeleien vgl. Koelner, Spinnwettern, S. 221–228.

10 UBB 4, Nr. 255.

11 Harms 2, S. 1f.

12 Ältere Bauphasen auf der ungefähren Linie der äusseren Stadtmauer zwischen Spalentor und Petersplatz: ABBS 1999, S. 68f.

13 Harms 2, S. 2–8 und 33–35.

14 Der Betrag von 35 000 Pfund setzt sich aus der eigentlichen Kaufsumme in der Höhe von 21 000 Gulden und weiteren Entschädigungen, u.a. an das Haus Habsburg-Österreich, zusammen.

15 ABBS 1989, S. 69–155.

16 ABBS 1996, S. 41. – Die Wachtordnung abgedruckt in ABBS 1989, S. 152–153.

17 Fechter, Topographie, S. 131.

18 *Blide,* auch *triboc* (von ital./mlat. *trabucco/trabuccum*): Bezeichnung für ein Hebelgeschütz mit Schleuderschlinge, das Steinkugeln von ca. 100 kg Gewicht bis 500 m weit schiessen konnte. – Abbildung einer Basler Blide bei Wurstisen, Chronik, S. 397.

19 Werner Meyer: Der Kriegsschauplatz am Oberrhein, in: JsG. 72, 1989, S. 78–82.

20 Bester Überblick nach wie vor bei R. Wackernagel, Basel 1, S. 270–337. – Vgl. ferner Kreis/von Wartburg (Hg.), Basel, S. 38–77.

21 UBB 4, Nrn. 230, 231, 232, 233, 287, 352.

22 UBB 4, Nr. 322.

23 UBB 4, Nrn. 322 (1368), 353.

24 UBB 4, Nr. 421.

25 UBB 4, Nrn. 331, 334.

26 Meyer, Beziehungen, S. 21–41.

27 UBB 4, Nrn. 379, 380, 389.

28 UBB 4, Nr. 399.

29 Meyer, Beziehungen, S. 37–40. – Wichtigste Quellen zur Bösen Fasnacht: BChr. 5, S. 30, 62f, 120–122. – UBB 4, Nr. 400. – StABS, Fremde Staaten, Österreich A1, Nrn. 3–7.

30 UBB 4, Nrn. 455 und 456.

31 Meyer, Beziehungen, S. 37. – Liebenau, Sempach, S. 102–328 Chronikberichte mit Gefallenenlisten). – UBB 5, Nr. 74.

32 UBB 4, Nr. 359; 5, Nr. 41.

33 UBB 4, Nr. 310.

34 BChr. 7, S. 122f.

35 UBB 5, Nr. 172.

36 UBB 5, Nr. 270.

37 Harms 2, S. 79–81.

38 W. Wackernagel, Basel 2/1, S. 222–224.

39 R. Wackernagel, Basel 2/1, S. 227.

40 UBB 4, Nrn. 360 und 362. – Schönberg, Finanzverhältnisse, S. 67.

41 UBB 5, Nr. 94.

42 Bester Überblick über die Vorgänge und Zustände auf der Landschaft bei Rippmann, Territorium, S. 101–122, und Rippmann, Dorf, S. 123–138. – Zum Sundgau vgl. Stintzi, Sundgau, S. 57–61.

43 Zu den einzelnen Burganlagen und Weiherhäusern vgl. die betreffenden Artikel in Meyer, Burgenlexikon.

44 Zu Höflingen siehe Meyer, Burgenlexikon, S. 71. – Zum Steinhaus von Dornach siehe Andrea Nold: Vom Pfostenhaus zum Herrenhof? Lizentiatsarbeit Basel 2002, Mskr. Historisches Seminar, Universität Basel.

45 Justinger, Chronik, S. 126–128. – BChr. 5, S. 60. – Harms 2, S. 3.

46 BChr. 5, S. 59. – Justinger, Chronik, S. 141–147.

47 Justinger, Chronik, S. 127f.

48 BChr. 5, S. 30.

49 Siehe unten Anm. 61.

50 Justinger, Chronik, S. 139f. – BChr. 5, S. 29 und 65f. – Harms 2, S. 14f. – UBB 4, Nr. 37.

51 Liebenau, Sempach, S. 101–138.

52 Justinger, Chronik, S. 83–184. – Klingenberger Chronik, S. 152–155.

53 BChr. 7, S. 120f.

54 R. Wackernagel, Basel 1, S. 302–317.

55 BChr. 5, S. 351f.; 7, S. 123f.

56 R. Wackernagel, Basel 1, S. 266, 285, 321f, 360–363.

57 ULB 1, Nr. 382.

58 Trouillat 4, S. 851.

59 UBB 5, Nr. 270.

60 Vgl. oben Anm. 37.

61 UBB 5, Nr. 266.